

Nr. 100 **Bromberg, den 2. Mai 1933.**

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(7. Fortsetzung.)

Das trübe Grau eines regnerischen Herbstmorgens lag über dem Seinetal, als Helen Clifford im Eilzug nach Rouen fuhr. Sie blickte auf den Fluß und sah auf die Kähne, die gleich ihr stromabwärts zogen, und die der schnelle Zug wie unförmige Meilensteine hinter sich ließ. Die nüchterne Alltäglichkeit dieses Morgens verdüsterte ihr Gemüt. Ihre frohe Tatkraft versank in dem monotonen Rattern des Wagens. Eine lähmende Trübseligkeit bedrückte sie. Die müden, abgestumpften Gesichter der Reisenden verstärkten diesen Eindruck. Alles erschien ihr zwecklos, am liebsten wäre sie wieder umgekehrt, um in trostloser Resignation den Dingen ihren Lauf zu lassen. An diesem naßkalten Morgen fühlte Helen Clifford, daß sie eine alte, müde Frau war.

Aber als sie in Rouen angekommen war, und aus dem Bahnhof auf die Straße trat, den halbwüchsige Burschen, die Zigarette schief zwischen den blitzenden Zähnen, mit überlautem Lärm umlungerten, hatte sie dieses Nachlassen ihrer Energie überwunden.

Es war nicht schwer, die vier Adressen zu erfahren, deren Inhaber den Namen Rison trugen. Zwei schieden von vornherein aus. Es waren wohlbekannte Kaufleute. Helen Clifford ging über das holprige Pflaster nach der engen Gasse, die direkt vom Marktplatz abzweigte. Vor einem alten Haus mit spitzem Giebel blieb sie stehen. Einige abgetretene Stufen führten zum Eingang, auf dem ein verblaßtes Schild „Pfandleihe" befestigt war.

Resolut zog sie die Klingel . . . Eine vollbusige, schwarzhaarige Südfranzösin in verschlumpter Morgenkleidung öffnete.

„Ich möchte Herrn Charles Rison sprechen, wohnt er hier?"

Zwei schwarze Augen funkelten mißtrauisch durch den Türspalt. „Was wollen Sie von ihm? Wollen Sie etwas versetzen, so kommen Sie herein!"

Obwohl Helen Clifford den Gascogner Dialekt kaum verstand, merkte sie doch, daß sie zum Eintreten aufgefordert wurde.

Durch einen schmutzigen, steinernen Gang ging es in eine Art Bureau; eine mit einem Glasfenster versehene Tür schloß es vom Korridor ab. Die Französin ließ sich auf einem Drehstuhl nieder, der vor einem hohen Pult stand.

„Zeigen Sie, was haben Sie Schönes!" Sie steckte sich eine Zigarette an, die sie mit bemerkenswerter Geschicklichkeit selbst gedreht hatte.

Diese flinke Bewegung erinnerte Helen Clifford plötzlich an Charles Rison, der ohne Unterbrechung selbstgedrehte Zigaretten geraucht hatte. „Ich komme nicht, um etwas zu versetzen, Madame, ich komme wegen einer Auskunft."

In dem ungewissen Licht, das durch vergitterte, ungeputzte Scheiben hereinfiel, wurde das Gesicht der Französin in dem dichten Rauch, den sie hervorpaffte, beinahe unsichtbar. „Ich habe Ihnen keine Auskünfte zu geben. Das sind alles Geschäftsgeheimnisse." Sie wies auf einen alten Schrank, in dem offenbar die Pfänder aufbewahrt wurden.

Helen Clifford legte eine Zehndollarnote auf das Stehpult, vor dem die Französin auf dem Drehstuhl nachlässig hin und her wiegte.

Die listigen schwarzen Augen brannten nach dem Schein. Aber sie schien doch nicht gewillt, so schnell zu kapitulieren.

„Was für eine Auskunft?" fragte sie zögernd.

„Ich habe in Paris einen Monsieur Charles Rison kennengelernt. Er sagte mir, er sei hier beheimatet, stimmt das?"

Der Drehstuhl schwang sich herum. Das freche Gesicht musterte Helen von Kopf zu Fuß. Die jüngste schien sie ja nicht mehr zu sein, aber Geld mußte sie haben. Sonst warf man nicht so mit Zehndollarnoten umher. Die vollen Lippen schürzten sich verächtlich: „Ich weiß es, Charles läuft jeder nach, die Geld hat. Sie brauchen sich nichts darauf einzubilden."

Diese Antwort brachte selbst Helen Clifford einen Augenblick aus dem Konzept. Dann aber brach sie in ein vergnügtes Gelächter aus. Und dieses langentbehrte Lachen gab ihr eine innere Heiterkeit, die sie seit Reginalds Verlobung schmerzlich vermißt hatte. „Nein, nein — Madame! Es ist nicht so, wie Sie denken. Herr Charles Rison ist doch Arzt, nicht wahr? Ich vermute, ein entfernter Verwandter von Ihnen?"

„Was faseln Sie da für dummes Zeug? Charles soll Arzt sein?" Nun brach sie in ein amüsiertes Gelächter aus. „Nein, nein, Madame, Pfandleiher ist er, Pfand—lei—her! Seit Jahren betreibt er dieses Geschäft, das heißt, er betrieb es. Jetzt ist er seit ein paar Monaten auf und davon. Er hat mir etwas vorgelogen von reichen Verwandten, die ihn in Paris brauchten. Ausgerechnet Charles! Seit sechs Monaten hat mir der Lump nicht mehr geschrieben, sonst würde ich Ihnen das alles nicht erzählt haben, selbst wenn Sie mir zehnmal so viel geben würden, wie dies da!" Bei diesen Worten ließ sie die Dollarnote in ihrem Strumpf verschwinden.

Helen Clifford dachte nach . . . Sie mußte auf falscher Spur sein. Es erschien ihr zu unwahrscheinlich, was sie gehört hatte, wenn es sich auch in manchen Punkten mit ihren Beobachtungen vereinbaren ließ.

„Nur noch eine Bitte, Madame, deren Erfüllung ich mit derselben Summe honorieren werde. Haben Sie nicht ein Bild von Herrn Rison?"

Die Frau schlurfte zu einer Kommode und holte ein abgegriffenes Kabinettbild heraus. „So sah er aus, wie er von mir wegging. Wie er jetzt aussieht, weiß ich nicht." Sie hielt Helen die kleine Photographie hin . . .

Es war das Kopfbild von „Monsieur le Professeur Charles Rison."

Um drei Uhr betrat Helen Clifford wieder ihren Salon im Grand Hotel, in dem Robertson bereits auf sie wartete.

Robertson, bestellen Sie eine Flasche alten Burgunder! Was lachen Sie?"

„Cliffords Limonade gibt Gesundheit und Kraft!" zitterte

er den Spruch, den tausend Reklametafeln jede Nacht in Newyork den Passanten einhämmerten. „Sehr richtig! Wir wollen unsere Limonade nicht schlecht machen, Robertson. Aber alter Burgunder gibt die Heiterkeit, auch widrigen Dingen noch irgendeine gute Seite abzugewinnen. Und diese Heiterkeit fürchte ich, werden wir bei unsrer Unterredung brauchen."

Schwerdunkel zog der Duft des Burgunders durch den Salon. Genießerisch, mit verzücktem Augenzwinkern schlürfte ihn Robertson.

Wohlwollend beobachtete ihn Helen Clifford. „Haben Sie schon einmal etwas versetzt?" fragte sie plötzlich mit durchdringender Stimme.

„Ich glaube, ja. Ehe ich Buchhalter bei Clifford wurde, habe ich meine goldene Uhr versetzen wollen. Aber der Pfandleiher nahm sie nicht. Er sagte, sie sei Tombak. Schließlich kaufte er sie mir für einen Dollar ab. Ich bin heute noch der Überzeugung, daß er mich betrogen hat."

„Höchst wahrscheinlich, Robertson, es wird ein ähnlicher Ehrenmann gewesen sein wie dieser Charles Rison."

Erstaunt blickte Robertson auf. „Was hat das mit Professor Rison zu tun?"

„Ich wüßte nicht, daß man in Frankreich jetzt Pfandleihern den Professorentitel verleiht. Vielleicht tut man es. Jedenfalls ist dieser Professor Rison — Pfandleiher. Ich war in seinem Bureau in Rouen. Eine aufgeschwemmte Dame empfing mich. Sie war nicht gerade entgegenkommend. Denn sie hat mich für seine Geliebte gehalten."

Ihr ganzes Gesicht, das der Burgunder belebt hatte, strahlte von Heiterkeit. „Ich bin nicht eitel, Robertson, aber ich war doch so erfreut über dieses Kompliment, daß ich ihr zehn Dollar geschenkt habe."

„Ich verstehe Sie diesmal wirklich nicht, Missis Clifford."

Helens Gesicht sah plötzlich hart und streng aus. „Aber ich verstehe alles, dieser Professor Charles Rison ist ein Spitzbube, ein Gauner, der es auf Helen Cliffords Geld abgesehen hat. Und die beiden Damen in dieser Möbelhandlung in Faubourg St. Germain segeln unter derselben Flagge ... Was haben Sie erkundet, Robertson?"

„Ich habe zur Sicherheit alles notiert." Er zog ein voluminöses Buch aus der Tasche. „Es ist ziemlich viel für die kurze Zeit, die mir zur Verfügung stand. Ninon de Pirelle ist die Witwe des Bankiers Henry de Pirelle, der in unklaren Vermögensverhältnissen starb. Seitdem sah man die „schöne Ninon", wie sie damals noch hieß, in allen Spielsalons auftauchen. Seit drei Jahren wird sie von ihrer Enkelin begleitet, auf die nun der Beiname „die Schöne" überging. Die schöne Lilo gilt als ein apathisches Mädchen, die sich den Wünschen der grand mere fügt. Es schwirrt das Gerücht umher, daß sie mit einem gewissen André d'Hericourt, einem bekannten Pariser Lebemann, sehr eng liiert ist. Aber wie gesagt, Missis Clifford, es ist nur ein Gerücht! Einem schönen jungen Mädchen folgt böse Nachrede wie Schmeißfliegen einem edlen Pferd."

„Sie haben komische Vergleiche, Robertson. Aber ich ersehe daraus, daß diese Lilo selbst auf ältere Herren ihren Zauber nicht verfehlt. Wie sollte da ein dummer Junge wie Reginald davon frei bleiben? Geben Sie mir noch ein Glas Burgunder!" —

Der Vormittag verlief Reginald in einer Verworrenheit der Seelenstimmung, die selbst die Gegenstände mit einem feindlichen Widerstand gegen ihn zu erfüllen schien. Das muntere Gelächter der Nähmädchen, das ihm sonst wie eine lustige Begrüßung erschienen war, hatte heute einen aufreizenden Beiklang für ihn, als liege darin ein Spott über sein tatenloses Dasein. Der Kaffee, den er sich selbst jeden Morgen in seiner Maschine bereitete, schmeckte schal. Die Bemerkungen der grand mere, die im Laufe des gestrigen Abends gefallen waren, wirkten heute — aus ihrem Zusammenhang herausgerissen — doppelt taktlos und aufdringlich und trieben ihm das Blut zum Kopf. Das größte und unfaßlichste Ereignis aber war das leise Streicheln gewesen, mit dem Helen Clifford über sein Haar gefahren war. Es hatte eine so tiefe Demut in seiner Seele, ein so heißes Beglücktsein in dem früh Verwaisten ausgelöst, daß aller Trotz, alle Ironie, die nun dagegen ankämpften, doch ein Gefühl der Scham nicht löschen konnten.

Wie lächerlich hatte sich doch die grand mere benommen! Wie aufgeblasen hatte sie gewirkt neben der geschlossenen Einheitlichkeit Helen Cliffords. Und welch klägliche Rolle hatte dieser Charles Rison gespielt, der immer von seiner Praxis in Rouen erzählte und dabei — seit er Lilo kennengelernt — Tag für Tag bei Pirelles erschienen war.

Sein ganzer innerer Mensch lehnte sich gegen die Unsauberkeit der Verhältnisse der Familie Pirelle auf.

Gepeinigt lief er im Atelier auf und ab, bis er vor Lilos Bild stehenblieb. Die Sehnsucht nach ihr sprang auf. Sie erschien ihm begehrenswerter und hilfsbedürftiger denn je, ein Schwindel faßte ihn bei dem Gedanken, sie irgendwie verlieren zu können.

Die Türme von Notre-Dame riefen die vierte Stunde über Paris, als Reginald in das Vestibül des Hotels trat, um Helen Clifford in ihrem Salon aufzusuchen. Wieder kam jene lähmende Bedrücktheit über ihn. Die solide Pracht der Marmorsäulen, die in reinen Linien die Decke stützten, die glatte Geschäftigkeit des Portiers, ja, das exakte Schnappen, mit dem die Tür des Lifts aufsprang, und die blitzende Uniform des Boys — dies alles schien eine feindliche Welt zu sein, die sich in ihrer regsamen Tätigkeit gegen ihn anstemmte.

Er betrat daher das Zimmer mit einem innern Trotz und der Bereitschaft, für seine Liebe zu kämpfen, ohne von der Stellungnahme Helen Cliffords mehr zu wissen, als eine innere Ahnung ihm mit jener mütterlichen Berührung ihrer Hand vermittelt hatte.

Missis Clifford begrüßte ihn heiter und mit einem guten Lächeln. Sie hatte die amerikanische Maxime gelernt, daß ein freundliches Gesicht nichts koste und außerdem geeignet sei, selbst Widriges weniger unangenehm zu machen.

„Setz dich, my boy!" sagte sie.

„Guten Tag, Mister Solm, was für ein abscheuliches Wetter heute?" meinte Robertson und schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Ich fahre um sechs nach Berlin, ich will mich noch einmal von Professor Seitz untersuchen lassen."

„Bist du mit deinem Befinden nicht zufrieden, Tante?"

„Es hapert, my boy. Es hapert immer mehr. Das Öl, das die Ärzte zu spenden vermögen, kann die alte Maschine nicht mehr recht in Gang bringen ... Mein Platz im Hauptkontor der Firma Clifford wird bald einen Nachfolger brauchen, Reginald." Sie versank in Schweigen und sah ihn mit ihren großen hellen Augen aufmerksam an. Robertson blätterte in seinem Notizbuch.

Die Stille machte Reginald nervös. Warum hatte man ihn herbestellt? Er litt unter dieser Ungewißheit. Wie eine Erlösung brach der Satz aus ihm heraus. „Ich werde bald heiraten, Tante!"

Befreit lehnte er sich in seinen Sessel zurück und begegnete ihrem Blick.

„Du liebst Lilo de Pirelle?"

„Ich liebe sie! Jeder Mensch muß sie lieben, der sie kennt."

Es ist ein bedeutsamer Schritt, Reginald. Man heiratet nicht nur das Mädchen — man heiratet mehr oder weniger die ganze Familie mit."

Mühsam unterdrückte Reginald seine Erregung. Die dunkeln Ahnungen, die ihn seit gestern abend beunruhigt, hatten Recht. „Ich weiß, was du sagen willst. Ich weiß auch, warum du nach Paris gekommen bist, Tante. Aber du sollst mich nicht unterschätzen!" Er sprang auf und lief im Zimmer umher. „Alles, was du mir entgegnen könntest, habe ich selbst schon erwogen und widerlegt!" In jugendlichem Ungestüm wurde seine Stimme immer lauter. „Lilo ist keine sogenannte gute Partie! Aber ich liebe sie! Und wenn ich mit ihr hungern und betteln soll — ich liebe sie!"

Robertson konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken. „Wie jung Sie sind, Mister Solm, wie romantisch — es ist eine wahre Freude!"

Der Einwurf machte Reginald betroffen. Kriegerisch sah er ihn an. „Ich weiß nicht, was Sie zu dieser Bemerkung veranlaßt, Mister Robertson. Ob sie ein Tadel oder ein Lob sein soll. Aber ich durchschaue Ihre Gedanken. Glauben Sie nicht, daß ich so jung bin, um mich in meiner Meinung beirren zu lassen, von niemandem — verstehen Sie!"

„Ich wüßte nicht, daß das jemand versucht hätte!" sagte Helen Clifford. „Aber es kommt mir fast vor, als suchtest

du Angriffe zurückzuschlagen, die gar nicht gemacht worden sind. Als seiest du selbst ein wenig unsicher, Reginald."

„Ich fühle, was du damit sagen willst, Tante. Ich fühle den feindlichen Hauch, der mir bei dem Namen Lilo de Pirelle hier entgegenschlägt. Ich habe ihn gestern den ganzen Abend gefühlt. Und da ich dir zu viel Dank schuldig bin, um dir gegenüber noch offener zu werden, ziehe ich es vor, zu gehen. Ich wünsche dir baldige Genesung." Er versuchte eine korrekte Verbeugung, die in seiner Aufregung gänzlich mißlang, und verließ mit schnellen, verkrampften Schritten das Zimmer, stolz in der Überzeugung, für seine Liebe gekämpft zu haben.

Etwas beklommen sah Robertson zu Helen auf. Sie aber saß aufrecht und in einer freudigen Energie auf ihrem Stuhl. Ein famoser Junge, ein ganz famoser Junge. Haben Sie gemerkt, Robertson, wie er sich für diese Lilo eingesetzt hat? Wie tapfer wird er erst kämpfen, wenn es um eine gute Sache geht." Und dann nach einer kleinen Pause ganz ernst: „Freilich — man wird ihn erst auf den richtigen Weg bringen müssen. Und das wird nicht leicht sein — keineswegs leicht und einfach!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag.

Skizze von Felix Langer-Berlin.

Es war ein plötzlicher Entschluß, der Franz an seinem vierzigsten Geburtstag ans Telephon zwang und Isa rufen ließ. Er hatte sie jahrelang nicht gesprochen, trotzdem erkannte sie seine Stimme sofort.

„Wie geht's?"

„Wie geht's?"

Die üblichen Fragen schienen Befangenheit auf beiden Seiten zu maskieren. Zwanzig Jahre waren es her, daß sie miteinander befreundet gewesen, er, der Schule knapp entronnen und Lehrling in einer Farben A.-G., sie, gerade siebzehn geworden, Stenotypistin in einem Anwaltsbureau. Mit allem Überschwang der ersten Liebe hatten sie bei Butterbrot und Flaschenbier Feste gefeiert, die kein Krösus sich hätte für Gold erkaufen können. Heute war Franz Chef einer eigenen Fabrik, und auch Isa hatte Karriere gemacht, ihr Anwalt heiratete sie. Schicksal, Schicksal, sie hätte zu lange auf Franz warten müssen, der zäh an seinem Ziel arbeitete, eigener Herr in einem eigenen Betriebe zu werden.

„Weißt du, daß ich heute Geburtstag habe?" sagte Franz.

„Wirklich? Ich gratuliere. Natürlich, um diese Zeit herum war es ja immer. Der wievielte ist es denn?"

„Der vierzigste."

„Kinder!" stöhnte Isa. „Man wird alt."

„Es ist zwanzig Jahre her, daß wir einander kennenlernten", sagte Franz. „Willst du meinen Geburtstag mit mir feiern?"

„Ich?" Es klang überrascht, doch mit einem Anflug von Lüsternheit nach der Abwechslung, die der Anlaß verhieß. „Eigentlich — ginge es. Wo willst du . . .?"

Es schien Franz zu billig, wenn er antwortete: Bei mir. Er überlegte, dann sagte er: „Erinnerst du dich noch des Tages, da wir zum erstenmal miteinander ausgingen? Es war an meinem zwanzigsten Geburtstag. Wie kamen zum Feenschloß am See und wären gern hineingegangen, aber ich hatte nicht genug Geld für das teure Restaurant. So gingen wir in ein einfaches Bräu und waren trotzdem sehr lustig. Wollen wir das Feenschloß heute nachholen? Ich habe einen neuen Wagen, und mit dem Gelde wird es diesmal auch reichen."

Isa lachte: „Zwanzig Jahre sind immerhin eine lange Zeit, doch ich bin einverstanden. Du hupst um sechs vor meiner Wohnung?"

Isa war mit ihren siebenunddreißig Jahren sehr jung geblieben, schlank und mädchenhaft. Die Illusion, daß es die einstige Isa sei, mit der Franz ins Feenschloß fuhr, wurde höchstens durch die Kostbarkeit ihrer Kleidung gestört, die sich von ihren billigen Mädchenkleidern wesentlich unterschied. Sie erzählte von ihren Kindern, in zwei Jahren würde der Junge das Abitur machen, und auch ihr Mädchen wolle studieren. Sie selbst sei im Sommer in Scheveningen gewesen, für den Herbst sei Oberitalien geplant. Was man im Winter machen würde, wisse man noch nicht.

Franz, der Isa in einer leicht sentimentalen Stimmung erwartet hatte, geneigt zu Reminiszenzen, mußte unwillkürlich in Isas Fahrwasser kommen und mit Gleichwertigem aufwarten, mit Reisen, Neumöblierung seiner Wohnung und gesellschaftlichen Plänen für die Saison. Als sie am Feenschloß hielten, erkannten sie es nicht mehr, es war erneuert worden.

„Es war aber schon sehr nötig", sagte Isa, „man konnte in den Räumen nicht mehr recht sitzen, geschweige denn tanzen." Das Essen sei auch nicht mehr auf der Höhe gewesen und die Bedienung salopp. Man gehe jetzt lieber zu „Tiensin" am anderen Ufer. Dort müsse man mit dem Auto über die Fähre, und das eben sei das Erregende und gesellschaftlich Verlockende. Übrigens seien Coblers mit ihrem neuen Wagen kürzlich beinahe ins Wasser gefallen.

Franz hatte ein besonderes Abendessen zusammenstellen wollen, aber Isa widersprach. Sie lebe nach Kalorien, höchstens eine Tasse Tee ohne Zucker dürfe sie heute noch zu sich nehmen. Kein Verführungsversuch konnte sie erschüttern. So kaute Franz an seinem Schnitzel und nippte an einem Glase Mosel, während Isa, da sie nichts aß, ohne Unterbrechung erzählte, erzählte . . . Und Franz mußte unwillkürlich denken, daß sie damals, als süßer Balg von siebzehn, kaum ein Auto von einer Dampflokomobile unterschieden hatte. Ein Ausflug in der überfüllten Elektrischen hatte sie mehr entzückt als heute vielleicht Oberitalien und Scheveningen. Auch von Kalorien hatte sie nichts gewußt. Aber entzückend war sie gewesen, jung und natürlich. Nicht abzusehen, wie sie sich gefühlt hätte, wenn er damals an seinem zwanzigsten Geburtstag die paar Mark für ein Abendessen im Feenschloß hätte entbehren können, das sie heute nicht mehr mondän genug fand. Es war ihm plötzlich, als sei es sehr lächerlich, daß er hier mit Isa zusammensaß, um einen Tag zu feiern, der im Grunde genommen gar nicht feiernswert war. Er ließ nur allzu deutlich die Entfernung erkennen, die zwischen Wünschen und Zielen, zwischen Träumen und Wirklichkeiten, zwischen Jugend und blasierter Reife lag. Es war Franz, als habe er hinter einer bunten Kugel herlaufen wollen, die ihm entglitten war, ängstlich bemüht, sie wiedereinzufangen.

Ein Pärchen erschien auf der Terrasse, ein Jüngling mit Brille und langen Haaren, das Mädel blond und bildhübsch. Der Ober kam mit der Speisekarte. „Können wir Kaffee und Kuchen bekommen?" fragte der Jüngling. Mit verachtend-überlegenem Achselzucken legte der Kellner die Speisekarte weg und korrigierte betont: „Mokka in Kännchen!"

„Haben Sie nicht Kaffee in Tassen?"

„Nein", knurrte der Ober. Zögernd bestellte der Jüngling.

Franz hatte zugehört und mußte lächeln, schmerzlich durchklungen. Es war ihm, als sei er selbst der Jüngling, vor zwanzig Jahren, und Isa das Mädchen vor der gleichen Frist. Genau so hatte er damals im Restaurant bestellt, wenn sie zusammen ausgegangen waren. Mit einem seltsam beglückenden, beinahe väterlichen Gefühl betrachtete er die beiden jungen Menschen, die sich in dem eleganten Restaurant nicht überaus wohl zu fühlen schienen, weil sie beide wahrscheinlich an die durch die unerwartete Mehrausgabe gebotenen Sparmaßnahmen für den nächsten Tag denken mußten.

Franz erhob sich und ging dem Ober nach, von einem plötzlichen Einfall getrieben. Er bestellte ein Souper, wie er es für sich und Isa hatte bestellen wollen. „Wenn wir fort sind, servieren Sie es den jungen Herrschaften, und geben Sie ihnen diesen Zettel." Er riß ein Blatt aus seinem Notizblock und schrieb: „Feiern Sie, bitte, den heutigen Abend, wie ihn einer gern feiern wollte, wenn er so jung wäre wie Sie." Dann verließ er mit Isa die Terrasse.

Sie wollte ins Auto steigen, doch er zog sie seitwärts, von wo aus man den Tisch des Pärchens sehen konnte. Der Kellner servierte gerade den ersten Gang. Das Mädchen schaute mit überraschten Augen drein; der Jüngling, beherrschter, verlangte Aufklärung. Dann las er den Zettel und reichte ihn seiner Begleiterin. Sie lachte. Er schien Bedenken zu haben, ob man das Geschenk annehmen dürfe.

Ihr sprühte der Übermut aus den Wangengrübchen; Eva war sie, die zum Apfelschmaus Lust hatte. Er ließ sich überreden, und die Krebsscheren krachten unter ihren Fingern.

Der Schatten.

Skizze von Harry Wien.

Als Münchgesang, ein wohlhabender Kaufmann, ansässig im Württembergischen, noch nicht vierzig Jahre alt einem Herzleiden erlag, übernahm auf Wunsch der jungen verwitweten Frau Lulu Münchgesang der Prokurist Adolph Röttger, der einst seine lange Dienstzeit in diesem Hause als Hilfsbuchhalter begonnen, die Leitung der Firma.

Was Röttger aus der holsteinischen Heimat nach dem Süden getrieben, ward nie jemandem offenbar. Röttger sprach nur, was zu sprechen nottat. Nichts darüber. Er stand auf seinem Platz: groß, hager, schweigsam, ein Wesen, das kein Selbst zu haben schien, sondern nur in Treue dem Dienst ergeben sein konnte und dem erwählten Herrn.

Als Lulu Münchgesang nach Jahresfrist eine zweite Ehe einging, geschah es zwangsmäßig, daß die Erziehung des Knaben Berthold Münchgesang gleichfalls dem Holsteiner übergeben wurde. Röttger nahm sich mit dem ganzen Ernst und der wuchtenden Schwere, die seiner Natur eigen waren und die der Knabe Berthold oft mehr als Härte denn als Schwere empfand, der Erziehung des Erben zum künftigen Leiter des Kaufmannshauses an. Doch von dem kleinen Münchgesang kam ihm nichts als Widerstand entgegen. Der fügte sich zwar dem Zwange, den Röttger über ihn warf, doch als er in die Jünglingsjahre gekommen, mied er das Kontor, soviel er konnte. Desto öfter war er im Wirtshaus zu bemerken, an den Jagdplätzen, im Segelboot oder in den Tanzsälen.

Da kam Röttger bei dem schwierigen Werke, Münchgesang zum Kaufmann zu bilden, Hilfe durch Adda Tesselschaede, eine junge Holländerin, deren Bekanntschaft Münchgesang beim Schlittschuhlaufen auf dem Eise gemacht und die ihn mit ihrer Frische und der zarten Anmut ihrer Erscheinung so in Entzücken versetzte, daß er ihr Herz und Hand anbot. Doch Adda, nach Holland zurückgekehrt, sandte Briefe, die Münchgesang in immer größere Bestürzung versetzten. Der alte Tesselschaede hatte seiner Tochter kund getan, er werde niemals einen Schwiegersohn anerkennen, der ihm nicht den Beweis erbracht, daß er ein Kaufmann sei, den man zu beachten habe und der seinen Reichtum klug zu mehren wisse. Daß Münchgesang einen solchen Kaufmann darstelle, war Tesselschaede zu glauben nicht willens, denn die Erkundigungen, die er über den jungen Mann eingeholt, wußten wohl von großer Kunstfertigkeit in mancherlei Liebhabereien zu berichten, aber nichts von ernsten und anhaltenden Geschäftserfolgen.

Nun begriff Münchgesang, daß es Zeit sei, anders zu steuern. Das Wirtshaus, der Tanzsaal, der Wald, der Fluß wurden gemieden. Er kehrte in das Kontor zurück, dem er entflohen. An seinem alten Arbeitsplatz kam ihm zu seiner eigenen Verwunderung die Erkenntnis, daß alles einst unter Röttgers Zwange widerwillig Erlernte nicht nur unvergessen in seinem Gehirn ruhte, sondern mit jedem Monat zunahm. Doch die Kaufleute der Stadt wollten nicht umlernen. Sie versuchten, wie früher mit Röttger zu verhandeln. Der Holsteiner aber, der mit unendlicher Beglückung Münchgesangs Wandlung gewahrte, entzog sich den Leuten. „Nicht ich! Jener!“ sagte er mit Blicken, Gebärden und — wenn diese nicht genügten — mit Worten zu den Besuchern.

Doch wachte er im Hintergrund. Sein Schatten stand lang und hager an der Milchglasscheibe jener Rolltür, die seinen Arbeitsraum vom Chefzimmer trennte. Dieser Schatten an dem Stehpult mit der nie gestörten Ordnung bewirkte zweierlei. Er mahnte die Händler daran, den jungen Mann nicht zu übervorteilen, denn der große Strafende und Zürnende sei nahe, und Münchgesang, der die innere Unsicherheit beim Handeln noch nicht zu überwinden vermochte, erhielt so viel Rückgrat, daß allmählich aus dem gespielten ein wirkliches kaufmännisches Können wurde. Der Lohn blieb nicht aus.

Der alte Tesselschaede in seinem Rotterdamer Kontor mußte über einen vorzüglichen Nachrichtendienst verfügen. Adda konnte in ihren Briefen berichten, daß der Vater von Münchgesangs Wandlung unterrichtet sei. Doch warnte sie den Geliebten und beschwor ihn, auf seiner Hut zu sein. Er müsse gewärtig sein, daß Tesselschaede ihn nicht als Schwiegersohn aufnehmen werde, bevor er ihn nicht auf Herz und Nieren geprüft.

Das Jahr ging zu Ende, ohne daß dergleichen geschah. Münchgesang ließ mit seinem Eifer nicht nach. Es gelang ihm sogar, eine Geschäftsverbindung mit einer neuen bedeutenden dänischen Firma anzuknüpfen. Aber die Herren Skankskorg und Vinje waren schwierig zu behandeln. Schließlich erklärten die Dänen, mündliche Verhandlungen den schriftlichen vorzuziehen. Sie meldeten ihren persönlichen Besuch.

Münchgesang beschwor Röttger, seine Herbstreise zu den Stammkunden aufzuschieben, damit ihm bei den schwierigen Verhandlungen mit so gefährlichen Partnern wenigstens die suggestive Gewalt des dunklen Schattens an dem gläsernen Viereck der Rolltür nicht fehle. Aber Röttger, unfähig, Gewohnheiten oder Entschlüsse umzustoßen, war nicht an seiner Fahrt zu hindern. Dafür gelobte er mit Handschlag, beim Eintreffen der nordischen Kaufherren wieder zurück zu sein.

Zugleich mit den Herren aus Dänemark traf die Kunde ein, daß man Röttger nahe der Stadt, beraubt und, von den Kugeln eines Wegelagerers getroffen, wie sterbend aufgefunden.

Nun galt es für den jungen Kaufmann, allein den Kampf mit den Dänen zu bestehen. Sie saßen vor Münchgesang wie zwei Krieger, alt, weißhaarig, in den Augen Mut und List, Worte bald wie Netze über ihn werfend oder mit scharfen Sätzen wie mit Lanzen einstechend gegen Plan und Vorschlag, der von ihm ausging. Nein, gegen die Leute war nicht anzukämpfen. Münchgesang fühlte, wie ihn die Kraft verließ, wie die Gefahr wuchs, von diesen schlauen, nordischen Füchsen eingekreist zu werden.

Da erhellte sich im Nebenzimmer die Milchglasscheibe an der Rolltür, und ein langer, hagerer, vertrauter Schatten ward sichtbar. Münchgesang begriff. Röttger stand drinnen an seinem Pult. Siech, todwund, hatte er, der nie sein Wort gebrochen, sich heimgeschleppt.

Und wie Antäus, der Riese aus Lybien, bei der Berührung mit der Erde neue Kraft gewann, fühlte der erschöpfte Münchgesang, wie bei jedem Blick auf den Schatten sich das Gehirn mit tätigen, neuen Gedanken belebte: blitzend, schneidend, wagend, geschmeidig, unbeirrt.

„Genug, Herr Münchgesang“, sagte jetzt der eine der stämmigen, weißhaarigen Burschen. „Sie haben die Probe bestanden. Mynheer Tesselschaede ist mit Ihnen zufrieden.“

Und nun erst sah Münchgesang, daß der andere ihn mit den gleichen Augen anlachte, die seine Braut Adda hatte . . .

Wenige Stunden später starb der Holsteiner Adolph Röttger. Niemand wußte, ob er Münchgesangs Triumph noch mit klaren Sinnen wahrgenommen.



Lustige Ecke

Wozu Märchen Fleckenwasser braucht.



Märchen: „Sie, det Fleckwasser, wat Se mir verkooft haben, det taucht aber nischt! — Der Fleck jeht nich weck!“

Drogist: „Nanu, was ist denn das für 'n Fleck?“

Märchen: „Ein Leberfleck!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.